

Wie viel Fremdheit verträgt der Mensch?

Anrede,
sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

es ist mir eine Ehre, auf der diesjährigen Tagung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für Seelische Gesundheit zum Thema "Traumatische Momente der Migration" sprechen zu dürfen. Mit großer Achtung habe ich - wegen anderer Arbeitsschwerpunkte allerdings nur aus der Entfernung - Ihre Aktivitäten begleitet. Sie haben den mühevollen und quälenden Weg des Erinnerns beschritten, ohne den eine zukunftsorientierte, partnerschaftliche, ethisch und professionell tragende Entwicklung nicht möglich ist.

Meine polnischen Geschichtskennntnisse sind begrenzt, was ich jedoch weiß, ist, dass es kaum ein anderes Land in Europa gibt, welches mehr der Verfolgung und der erzwungenen Migration ausgesetzt war als Polen.

Ich bin das erste Mal in Polen, das ist seltsam. Möglicherweise hat dies mit meiner Familiengeschichte zu tun, die zu einer gewissen Tabuisierung leibhaftiger Bewegung nach Osten geführt hat. Ich stamme aus einer Hugenottenfamilie, die Anfang des 18. Jahrhunderts dem Ruf des Großen Kurfürsten folgte und in Ostpreußen siedelte. Eine in der Tradition bürgerlich aufgeklärte Familie, die den Faschismus in kaiserlicher und Hindenburgtreue ablehnte und sich der neuen Heimat Preußen so verpflichtet fühlte, dass meine Mutter sich erst Ende Januar 1945, nach miterlebten Misshandlungen an ihren Eltern entschied, unter heute kaum vorstellbaren Bedingungen die Flucht nach Westen anzutreten. Ich bin in Königsberg geboren und in Schleswig-Holstein aufgewachsen. Ich bin ein sogenannter Binnenmigrant und kann mich gut an die nicht ganz einfache Nachkriegszeit erinnern. Meine Mutter - mein Vater starb kurze Zeit nach dem Krieg an Kriegsverletzungen - hat uns drei Kinder in bürgerlich liberaler Tradition erzogen. Über ihre Traumatisierungen hat sie so gut wie nie gesprochen, auf Fragen antwortete sie stets mit dem Hinweis, dass sie nichts erzählen wolle, da sie dann für mehrere Wochen nicht schlafen könne. Im übrigen war sie der Meinung, dass die Deutschen nach dem faschistischen Wahnsinn in logischer historischer Konsequenz zu recht die Ostgebiete verloren hatten.

Alles das erklärt vielleicht, dass ich mich als Schüler und Student und dann später in der Psychiatrie und in der Gesundheitsverwaltung intensiv mit der deutschen Geschichte befasste und eine hohe Sensibilität für soziale Disparitäten entwickelte, meist jedoch nur auf die innenpolitischen und außereuropäischen Verhältnisse gerichtet, das heißt mit einer gewissen, mit Kollektivschuld behafteten Scheu, was den Blick nach Osteuropa anging. Diese und andere Aspekte meiner Biographie erklären vielleicht auch, warum ich im Zuge zunehmender Flüchtlingsströme nach Europa und Deutschland ab Mitte der 80iger Jahre des letzten Jahrhunderts begann, mich intensiv mit Fragen der Gesundheitssicherung, insbesondere für traumatisierte Flüchtlinge, auseinander zu setzen.

Migration ist nicht gleich Migration

Im Folgenden will ich auf die Notwendigkeit der differenzierten Betrachtung des Themas Migration bezüglich seelischer und gesundheitlicher Folgen eingehen.